BESINNUNG UND AUFBRUCH

MONATSBLÄTTER
FREIHEITLICHER BÜCHERFREUNDE

I.JAHR/NR. 7
NOVBR.1929



PANAIT ISTRATI Tuschezeichnung

PANAIT ISTRATI / Von Orobon-Fernandez

Landstreicher, Selbstmörder und Dichter

An einem Januartag des Jahres 1921 teilten die Nizzaer Zeitungen in einem lakonischen -fait divers- mit, wie ein Lebensmüder in bestem Mannesalter sich einige Stunden vorher die Kehle durchschnitten hatte. Es handelte sich nicht um einen in dem nahen Montecarlo „erleichterten" Spieler oder um einen ruinierten Aristokraten. Es war auch kein philosophischer oder romantischer Selbstmörder, der unter dem Eindruck der pessimistischen Betrachtungen Schopenhauers oder der schwermütigen Seiten Chauteaubriands zum Rasiermesser gegriffen hatte. . . Keine große Nummer! Keine Möglichkeit für geschäftsmäßige Pressesensation! Ein armer Teufel bloß, der unbegreiflicherweise in die herrliche Riviera gelangt war. Die Nachricht seiner Verzweiflungstat wurde in eine bescheidene Ecke inseriert. Dann ging man zur Tagesordnung über, das Leben der „guten" Gesellschaft, die die paradiesische Cöte d'Azur als Wintersammclpunkt zu wählen pflegt, ging genußreich und vergnügt weiter.

In hoffnungslosem Zustand war der Verzweifelte ins Spital geschafft. Die Aerzte glaubten ihn kaum retten zu können. Aber das Schicksal wollte dem armen Teufel auch in diesem seinem letzten Willensakt widersprechen. Nach langen qualvollen Leiden hatte er den Ballast seines Lebens wieder auf den Schultern, Er war gerettet. G-e-r-e-t-t-e-t! Und was nun? Sollte er jetzt dieselbe lichtlose Existenz von Hunger, Krankheit und Elend mit geschwächtem Körper und zerfetzter Seele weiterschleppen, bis er so weit wäre, einen unfehlbaren Selbstabschaffungsversuch zu unternehmen? Ein unerwünschtes Geschenk war in der Tat diese offizielle Rettung.

Noch war er auf dem Rekonvaleszentenbett im Spital, und das Rasiermesser lockte tragisch wieder zum endgültigen Schluß.

Da kam aber die wirkliche Rettung, Lichtstrahl für die Gegenwart und schöne Verheißung für die Zukunft. Ein winziger Brief voll Wärme, Freundschaft und Mitgefühl vollzog das Wunder. Der Inhalt dieses Briefchens schien dem Leben des Verzweifelten auch Inhalt und Zweck zu verleihen. Die Sonne einer großen Freundschaft war für ihn aufgegangen. Der Mann, den er am meisten verehrte und bewunderte, bot ihm seine Sympathie und seine Hilfe. Herzhoch! Jetzt wollte er leben, schaffen, kämpfen. Ja, er würde auferstehen, er würde wieder der unternehmungslustige „Palikaraki", der kleine Tapfere werden, welcher einst optimistisch und kampffroh durch das Schlachtfeld des Lebens gegangen war!

- -

Auf den Kleidern des Selbstmörders wurde ein Brief gefunden, den er wenige Stunden vor der Tat verfaßt hatte. Dieser Brief, Selbstbiographic, Beichte und leidenschaftliche Anklage gegen die Gesellschaft zugleich, war an eine der edelsten Gestalten der internationalen Literatur, an Romain Rolland, gerichtet. Durch ihn erfuhr man, daß sein Verfasser P a n a i t I s t r a t i hieß und 1884 in Braila (Rumänien) als Sohn eines griechischen Schmugglers und einer rumänischen Bäuerin geboren war. Er hatte seinen Vater nicht gekannt. Die Mutter, eine aufopferungsvolle Frau, die ihm ihr arbeitsreiches Leben gewidmet hatte, sah mit Schmerzen, wie er sie im Alter von 12 Jahren verließ, um seine Abenteuerlust, seine Sehnsucht nach exotischen Ländern, Menschen usnd Dingen zu befriedigen. Es folgten zwanzig Jahre Landstreicherleben, die ihn in kaum unterbrochener Wallfahrt durch den märchenhaften Orient seiner Träume bringen. Er bereist Aegypten, Syrien, Jaffa, Beyrouth, Damaskus und den Libanon, Griechenland und zuletzt Italien und Frankreich. Die Wunder der Tausend und einer Nacht, die ihm vorschwebten und ihn begeisterten, fliegen vor ihm, scheinen ihm nicht entgegenkommen zu wollen. Statt dessen bekommt er bald die Härte des Lebens zu spüren.

Noch als Kind muß er zum Ausbeutungsobjekt eines rücksichtslosen gesellschaftlichen Systems werden. iKneipejunge ist sein erster Beruf und auch seine erste bittere Erfahrung. Und was für eine! Gemüse schälen. Berge von schmutzigem Geschirr abwaschen, Getränke aus dem Keller holen, Tausende von Befehlen ausführen und immer auf dem Posten sein, 19 Stunden lang, Tag für Tag, gerade wie eine Kerze und rasch wie ein Pfeil, wenn er keinen Fußtritt, keine Maulschelle vom Vorgesetzten einstecken will. Und das alles mitten in einer ekelhaften Atmosphäre von Rauch und Alkohol, mitten in einem ohrenbetäubenden Getümmel von versoffenen, bestialischen Stimmen. Ach. wie ergreift ihn die Sehnsucht nach seiner geliebten Donau, nach der hellen Strada, der freien und sonnigen Straße, belebt von Hunden und Katzen und Vögeln. . . . . . .

Bis er eines Tages das Ganze satt hat, schmeißt dem Wirt seine Schürze ins Gesicht, und zieht ab.

Dann beginnt für ihn das Pilgern durch Landstraßen und Wege, die sehr oft Leidenswege sind, weiter und immer weiter nach ungreifbaren Illusionen jagend. Der kleine Landstreicher entwickelt sich bald zu einem gorkischen „Brodiaga", zu einem Vagabunden, der das Leben tief zu durchschauen lernt. Ihn verzehrt eine ungeheure Lust nach Sehen, Können und Wissen. Und diese Lust treibt ihn unwiderstehlich vorwärts. Er verliert trotzdem nicht seine Zeit. Er lernt begierig und liest mit Leidenschaft. Sein Koffer ist hauptsächlich mit Büchern gefüllt, welche die kümmerlichen Wäschestücke mehr und mehr verdrängen. Die Landstraße, die Natur, die Werkstatt, die Fabrik, das Obdachlosenasyl bilden für ihn die Universität. Die Erfahrung liefert ihm den meisten Erzichungsstoff. Aber wie teuer muß er häufig diese Erfahrung bezahlen! Das Vagabundenleben ist gewöhnlich in der Wirklichkeit ganz anders als in der Dichtung. Der Taugenichts von Eichendorff und alle romantischen Vagabunden hatte es überaus viel besser als Panait Istrati gehabt. Wälder, Wiesen, Berge und Täler, Länder, schöne, sehr schöne Dinge, wenn der knurrende, leere Magen nicht an den Existenzimperativ dringend erinnert!

Hunger und Kälte verdrängen unseren Vagabunden aus der freien Natur und zwingen ihn in die Ausbeutungsstätte. Er macht alle Berufe: Kellner, Bäckergeselle, Schlosser, Kesselschmied, Mechaniker, Lastträger. Diener, Reklameträger. Gelegenheitsarbeiter, Anstreicher, Journalist, Photograph. . . . Ueberall fühlt er dieselben Ausbeuter- und Unterdrückerkrallen. Und wenn er sich diesem seine Empfindung und seine Freiheit vergewaltigenden Zwang entziehen will, dann tritt eine Vermehrung seiner materiellen Leiden und Entbehrungen ein, dann wird er ein ordnungsstörendes Element, dem man das Recht zum Leben verweigert.- Denn dann steht er gewollt oder ungewollt im Kampfe mit der geregelten Gesellschaff und ihren Gesetzen. Und in einem solchen Kampf gibt es folgende Ausgänge: Sich bald dem Status quo unterwerfen und still dahinsiechen; sich außerhalb der Gesellschaft stellen und dieselbe mit allen Mitteln auf Leben und Tod praktisch bekämpfen, indem man bewußt ihre Vorschriften und Institutionen ignorirt und mißachtet, was für das kämpfende Individuum die Wahrscheinlichkeit, zermalmt zu werden, in sich birgt; oder sich innerhalb dieser Gesellschaft als asoziales Subjekt, als Vagabund durch einen langen Golgathaweg treiben lassen, der nicht selten zur Selbstkreuzigung führt.

Panait Istrati ging diesen letzteren Weg bis zum Abgrund der Verzweiflung, bis zum Rasiermesser. . .

* *
*

„Der Menschenangler von Villeneuve (Romain Rolland) angelte mich durch einen Zufall aus der Tiefe des sozialen Ozeans. Ich bin sein Werk. Damit ich mein zweites Leben leben könne, brauchte ich seine Achtung, und um diese warme, freundliche Achtung zu erlangen, verlangte er

von mir, daß ich schreibe"; so sagt Panait Istrati im Vorwort zu Kyra Kyralina, seinem ersten Buch.

Der Abschiedsbrief des Selbstmörders hatte auf Romain Rolland einen ungeheuren Eindruck gemacht. Es war ein Dokument, das nicht nur die erschütternde Aufrichtigkeit eines Todeskandidaten enthielt, sondem auch die genialen Merkmale der Inspiration eines großen Künstlers. Eine echte Erzählernatur kam dort unter tragischem Lichte zum Vorschein. Sein Erzählergenie ist so unwiderstehlich, daß er, wie Rolland mitteilte, in dem Brief, den er am Vorabend seines Selbstmordes ihm schrieb, zweimal seine verzweifelten Klagen unterbricht, um humoristische Geschichten aus seinem Leben zu erzählen.

Nach seiner körperlichen und seelischen Genesung treibt ihn Romain Rolland an, fordert ihn auf, das Werk, das er in sich trägt, niederzuschreiben. Zwei Jahre später hat er zwei Bände einer Romanserie geschrieben, die den allgemeinen Titel „Die Erzählungen von Adrien Zograffi" trägt.

Der erste Band, „Kyra Kyralina", bestehend aus drei fesselnden No-Vellen aus einem balkanisch=orientalischen Milieu, erreicht einen eklatanten Erfolg. Ein eigenartiger Stil, eine offensichtlich rebellische Tendenz und ein seltsamer Stoff, der jedoch nicht der Phantasie, sondern dem Leben entnommen worden ist, das Ganze in einen Rahmen von wunderbarer Harmonie eingeschlossen. Ein Ereignis in der französischen Literatur, denn der Rumäne Panait Istrati schreibt seine Werke in einem Französisch von klassischer Reinheit und glänzenden Nuancen.

Wiederholte Ausgaben werden vergriffen. Die Kritik spricht von einem Gorki der balkanischen Länder. Der frühere Vagabund ist bald ein gefeierter Dichter.

Der zweite Band seiner Erzählungen, „Oncle Anghel", übertrifft sogar „Kyra Kyralina" in künstlerischer Vervollkommnung. Da haben wir wieder drei sonderbare Novellen, welche die Beschreibung der balkanischen Welt mit ihren eigenartigen Typen, Dingen und Sitten fortsetzen. In diesem Buch machen wir Bekanntschaft mit prächtigen Rebellengestalten, den rumänischen Hayduken, die außerhalb des Gesetzes einen Todeskampf gegen die Boyaren und ihre Hunde, die Gendarmen der „Sicuranza" führen. Aber das Malerische übermalt nicht das Soziale. Das furchtbare Elend, die Unwissenheit und Rückständigkeit, in denen das Arbeitervolk von der herrschenden Klasse gehalten wird, bilden den Hintergrund der Werke von Panait Istrati.

Dann erscheinen weitere Gemälde aus demselben Milieu, und doch immer original, immer neu und seltsam: „Die Vorstellung der Hayduken", „Domnitza de Snagov", „Codine", „Mikhail" und andere.

Im Jahre 1928 hat er einen sozialen Roman „Les Chardons du Bara-. gan" (Die Distel von Baragan), veröffentlicht, der das mühsame Leben der rumänischen Bauern, ihre unmenschliche Ausbeutung, Mißhandlung und Unterdrückung durch feudale Boyaren und Behörden meisterhaft schildern. Dieses Buch ist an das rumänische Volk und seine 11000 Ermordeten durch die rumänische Regierung bei dem Bauernaufstand von 1907 gewidmet.

Die bäuerlichen Kritiker, die selbstverständlich für die „reine (harmlose) Kunst" schwärmen, schrecken vor der revolutionären Tendenz der Bücher von Panait Istrati und möchten, daß er seine geniale Begabung nur rein poetisch verwendete. Aber er, wie Romain Rolland, kann und will nicht seine Genialität kastrieren. Die Schönheit von Form Linie und Farbe ist eine seelenlose Sirene ohne die Schönheit eines Ideals.

Die Aesthetik Panait Istratis enthält ein humanes Ideal. Er kennt aus eigener Erfahrung die Brutalität und Häßlichkeit der heutigen Gesellschaft und bekämpft sie aus menschlichen und ästhetischen Gründen.

Und deshalb ist Panait Istrati ein Dichter des Volkes im besten und wahrsten Sinne des Wortes.



Der stumme Erzähler / Von Robert Radetzky

Ich war Malrose auf Salpeterschiffen
und half die Segel auf die Raaen ziehn.
Die Kost war schmal. Gern war ich ausgekniffen.
Den Zwieback hab ich in das Meer gespien.

Im Dunst der Kneipen habeich gesessen,
die karge Heuer auf den Tisch geklopft.
Für Meuterei hat mich im Turm gefressen
die nasse Pest, die von den Mauern tropft.

Als ich da raus kam, sprang die Welt in Trümmer.
Mein Mädchen halte einen neuen Freund.
Ich pfiff auf dieses Frauenzimmer.
Dann habe ich — zum erstenmal — geweint.

Ich wurde Kämpfer auf den Barrikaden.
Die schwarze Fahne schwang ich in der Faust.
Und sie erschossen meine Kameraden,
und Kolbenschläge sind auf mich gesaust.

Ich war ein Häufchen Fleisch, ein Häufchen Knochen.
In Schutt und Erde scharrte man mich ein.
Von Wurzeln wird mein Leib durchbrochen — —
Der Sand im Munde zwingt mich still zu sein.

In der kleinen Rauchkabine auf dem Hinterdeck ging es jetzt jeden Abend hoch her. Das 'Diskutieren und Debattieren nahm kein Ende mehr. Alle möglichen Probleme wurden erörtert, und ich mußte fast jeden Abend eine Zeitlang das Wort nehmen, um irgendeine Frage, die mir gestellt wurde, zu beantworten oder ein Argument eingehender zu begründen. Seit meinem ersten Auftreten in dem kleinen Kreise war ich ein gern gesehener Gast, obzwar sich die meisten meiner Leidensgefährten immer noch nicht klar waren, welche Ideen ich eigentlich verfolgte. Eines Abends, als wir uns gerade wieder einmal über die mutmaßlichen Folgen des Krieges unterhielten, wurde ich wie gewöhnlich in das Gespräch hineingezogen und entwickelte bei dieser Gelegenheit einen Standpunkt, der so ganz anders war als der, den diese Leute jeden Tag zu hören bekamen. Ein älterer Herr, der schon wiederholt meine Aufmerksamkeit hervorgerufen) hatte, da er die Ideen der Alldeutschen mit ziemlichem Geschick zu vertreten wußte, nahm sehr regen Anteil an unserem Gespräch und sagte mir zuletzt ganz unverhohlen, daß er meine Stellung nicht recht begreife, da doch sogar meine- politischen Freunde in Deutschland mit seltener Einstimmigkeit dem Rufe des Kaisers in dieser schweren Zeit Folge geleistet hätten. Ich fragte ihn, wen er eigentlich unter meinen angeblichen politischen Freunden im Auge habe. „Nun, die Sozialdemokraten natürlich", meinte er. Man denke sich das Erstaunen des guten Mannes, als ich ihm erklärte, daß meine Ideen mit den Anschauungen der Sozialdemokratie überhaupt nichts gemein hätten. Auch die meisten übrigen meiner Mitgefangenen machten verdutzte Gesichter, da sie mich augenscheinlich ebenfalls für einen Sozialdemokraten genommen hatten. Ich fühlte nun, daß es Zeit war, diese Leute über meine eigentlichen Bestrebungen aufzuklären, und bekannte mich klipp und klar als Anhänger der anarchistischen Ideenrichtung. In der selben Zeit fand ich es für angebracht, sie darauf aufmerksam zu machen, daß all das, was wohl der eine oder der andere von ihnen über den Anarchismus und die Anarchisten in der bürgere liehen Sensationspresse gelesen haben mochte, dem eigentlichen Wesen der anarchistischen Lehre und ihrer Vertreter durchaus nicht entspreche.

Man bestürmte mich nun von allen Seiten mit Fragen und bat mich, über meine Ideen nähere Aufschlüsse zu geben, was mir nur willkommen sein konnte. Ich entwickelte nun in ganz einfacher Weise die Grundideen des Anarchismus, um sie jedem möglichst verständlich zu machen. Das Ergebnis meiner Ausführungen überzeugte mich denn auch, daß mir die Aufgabe gelungen war. Das Interesse, das meine Leidensgefährten bei dieser Gelegenheit kundgaben, war geradezu erstaunlich, viel größer, als ich mir je hätte träumen lassen in einer so furchtbaren Zeit und unter solch anormalen Verhältnissen, wo sich die Gedanken der Menschen naturgemäß fast ausschließlich um den Krieg und seine unmittelbaren Folgen drehten. An jenem Abend kam mir die feste Ueberzeugung, daß meine Gefangenschaft doch nicht ganz fruchtlos bleiben würde. Ein neues Feld lag vor mir, das vorläufig allerdings sehr klein, aber noch gänzlich unberührt war, und dem späterhin vielleicht manche gute Frucht entsprießen mochte. Dieser Gedanke gab mir neue Lebensfreudigkeit. Ich hatte nun wieder ein bestimmtes Ziel vor Augen und war entschlossen, es zu verfolgen mit allen Mitteln, die mir zu Gebote standen.

Zwei Tage vor Neujahr hatte ich mein erstes Intermezzo mit der englischen Militärverwaltung, aus dem es mir klar wurde, daß meine

-) Dieser Abschnitt ist dem im „Asy-Verlag" erschienenen Buche „Hinter Stacheldraht und Gitter" von Rudolf Rocker entnommen. In dieser Zeit, in der Kriegsbücher Mode geworden sind, kann man nicht laut genug darauf hinweisen, daß es auch Kriegsbücher mit Gesinnung gibt. Ganz wenige zwar gibt es. Rudolf Rockers Buch ist ein solches.

nächste Zukunft mit mancherlei Unannehmlichkeiten verbunden sein würde. Ein Soldat brachte mir die Mitteilung, daß der Adjutant mich zu sprechen wünsche. Ich folgte ihm nach dem Bureau des Kommandanten, wo ich draußen eine geraume Zeit warten mußte, bis ich vorgelassen wurde. Bei meinem Eintritt warf mir der Adjutant, der mit seinem Sekretär ganz allein im Zimmer war, einen prüfenden Blick zu. Nach einer Weile teilte er mir mit, daß sich drei meiner Londoner Freunde schriftlich zum Besuche angemeldet hätten, daß er jedoch nicht in der Lage sei, ihrem Wunsche zu willfahren. Ich fragte ihn höflich nach der Ursache seiner ablehnenden Haltung und berief mich dabei auf eine Verfügung der Militärverwaltung, auf Grund deren es jedem Gefangenen erlaubt war, einen Besuch im Monat von nicht mehr als drei Personen zu empfangen, vorausgesetzt, daß keine besonderen Gründe vorlagen, den Besuch zu verweigern. Da er an irgendeinen Widerspruch seitens der Gefangenen anscheinend nicht gewöhnt war, so brachte ihn meine Frage etwas außer Fassung, und er erklärte mir in brüskem Tone, daß er mir über seine Entschließungen überhaupt keine Rechenschaft schuldig sei, und ich mich denselben einfach zu fügen hätte.

Ich erwiderte ihm, daß es meine augenblickliche Lage allerdings nicht gestatte, Einsprüche irgendwelcher Art zu erheben, da ihm ja als Offizier das Recht zustehe, über jeden Einwand zur Tagesordnung übers zugehen; jedoch glaubte ich vorläufig noch immer annehmen zu dürfen, daß er als Gentleman auf eine höfliche Anfrage auch eine dementsprechende Antwort übrig habe. Ich hatte sehr ruhig gesprochen, obgleich mir das Blut in den Adern kochte. Ich fühlte, daß meine Hals tung sichtlich Eindruck auf ihn machte. Er schwieg eine Weile und trommelte mit den Fingern nervös auf dem Tisch herum, dann sah er mich an, als wenn er mit seinem Blick mir ins Innerste dringen wollte, und sagte: „Sie waren Herausgeber einer Zeitschrift in London, die noch immer erscheint." Ich bestätigte ihm, daß er recht berichtet sei, und nun entwickelte sich zwischen uns folgendes Gespräch:

Er: „Ihre Zeitung verfolgt bestimmte politische Ziele." — Ich: „Allerdings, doch decken sich diese Ziele nicht mit den landläufigen Begriffen des Politischen." — Er: „Sie begreifen aber doch wohl, daß wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen kein Interesse daran haben können, Ihre Ideen irgendwie zu fördern?" — Ich: „Ich begreife das nicht bloß, sondern ich habe in dieser Hinsicht nie den geringsten Zweifel gehabt. Dennoch begreife ich nicht, was die politischen Bestrebungen des Blattes, dessen Leiter ich vor meiner Internierung gewesen bin. mit meinen Besuchen zu tun haben, welche doch ganz privater Natur sind und außerdem auch von einem Ihrer Offiziere überwacht werden." — Er (nach einer Weile): „Wer sind die Herren, die Sie besuchen wollen? Ich meine, welcher Nationalität gehören sie an? Sind es Deutsche oder Engländer?" — Ich: „Diesmal weder Deutsche noch Engländer, sondern Russen."

Er schwieg einige Minuten, als ob er sich etwas überlege, dann wendete er sich an seinen Sekretär, mit dem er leise ein paar Worte wechselte. Darauf nahm der Sekretär das Wort und fragte mich, ob meine Freunde Nihilisten seien. Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken und antwortete ihm: „Nicht ganz oder jedenfalls nicht in Ihrem Sinne." Nun ergriff der Adjutant wieder das Wort: „Sind es Anarchisten?" fragte er mich, wobei er mich wiederum scharf fixierte. — „Anarchisten allerdings", war meine Antwort. — „Und glauben Sie wirklieh, daß wir hier an Bord nichts Besseres zu tun haben, als Anarchisten zu empfangen?" fragte er weiter, wobei er sich Mühe gab. eine strenge Miene anzunehmen. — „Aber es handelt sich in diesem Falle doch nicht darum, ob meine Freunde Anarchisten sind, sondern ob man sie als Besucher zulassen will oder nicht", bemerkte ich ruhig; „übrigens

glaube ich nicht, daß durch meinen Besuch irgend jemand an Bord zu Schaden kommen wird." — Er reagierte nicht auf meine Worte, sondern fragte mich nur: „Und Sie selbst sind wohl auch Anarchist?" — „Das bin ich", sagte ich, „allerdings dürften meine Auffassungen über den Anarchismus den Ihren wohl kaum entsprechen." — Wieder sann er einige Minuten nach und bat mich dann, im Vorzimmer auf seinen Entscheid zu warten.

Eine halbe Stunde später wurde ich wieder vor den Adjutanten gerufen, der mir nun in förmlicher und geschäftsmäßiger Weise mitteilte, daß zwei meiner Freunde mich besuchen könnten, der dritte jedoch von der Liste gestrichen werden müsse. Die Wahl überließ er mir selbst. Ich fühlte sofort, daß dies ein Rückzugsmanöver war und daß er den einen meiner Freunde bloß deshalb gestrichen hatte, damit sein Entscheid nicht einer Kapitulation ähnlich sähe. Es war mir auch klar, daß ich unter diesen Umständen vorläufig nicht mehr erreichen konnte; darum dankte ich ihm ruhig und verließ das Bureau. Der ganze Zwischenfall bewies mir deutlich genug, daß die politische Polizei der Militärverwaltung einen ziemlich ausführlichen Bericht über meine Person gegeben haben mußte Ich fühlte zwar, daß die Vorstellung, welche der Adjutant sich aus diesem Berichte über mich geformt haben mochte, durch seine persönliche Bekanntschaft mit mir etwas erschüttert wurde, aber sein Vorurteil gegen mich war sicherlich noch nicht erloschen, und ich durfte mich in der Zukunft noch auf manchen harten Strauß gefaßt machen.

Das literarische Kamel /

Skizze von Bruno WInawer
Deutseh von Leo Koszella



An einem kalten, trockenen Wintertage schritt durch die lärmenden Straßen von London ein — Dromedar. Sein dünner Hals, dieses Anhängsel des unförmigen Rumpfes, ähnlich dem Griffbrett eines Violincellokastens thronte stolz über der Menge, und seine schmalen, umflorten Augen blickten träumerisch in die Weite . . . Das Menschengedränge wogte zu seinen Füßen, schreckliche Autohupentöne erschallten ringsum, es achtete aber nicht darauf. Erhaben und stolz schritt es dahin und nur von Zeit zu Zeit bewegte es verächtlich die speichelbedeckten Lippen:

„Geh auseinander, faule Menge! — Ich komme."

Denkt nicht, daß eine gemusterte Decke, die seinen gemauserten Rumpf bedeckte, die Ursache dieses Stolzes war. Nein.

Die Ursache lag tiefer. An den rechten Vorderhuf hatte man ihm heut früh einen Gummistempel mit der Aufschrift: „Pears soap" — „Pears Seife" — angefügt und die Wüstenarche, die durch die Regent-Street in der Richtung zum Trafalgar-Square schritt, gab diese Worte auf dem Straßenpflaster wieder. Und dies erfüllte es mit Stolz.

Denn sein Weg verlief nicht spurlos. O nein! Es ließ hinter sich lange Reihen gedruckter Buchstaben zurück:

Pears soap.
Pears soap.
Pears soap.

An der Ecke, des Piccadilly versperrte ihm jemand den Weg. Es war sein alter Kollege aus einem Wanderzirkus — der Esel Jack.

„Hallo, Harry!" — rief freudig der Esel. „Schon lange sah ich dich nicht mehr, lieber Freund, was machst du? How do you do?"

Das Dromedar maß ihn mit verächtlichem Blick.

„Mach Platz!" — sagte es langsam. — „Geh aus dem Wege! Und rede mich nicht an. Siehst du denn nicht, daß du mich störst?"

„Worin?" sprach verwundert der Esel.

Das Dromedar wies mit majestätischer Bewegung des Schwanzes nach hinten, auf die lange Reihe der Buchstaben . . .

„In meiner literarischen Tätigkeit!" — erwiderte es. — „Dies alles ging unter meinem Huf hervor. Tritt also beiseite, denn wie du siehst, bin ich heut in Ekstase."

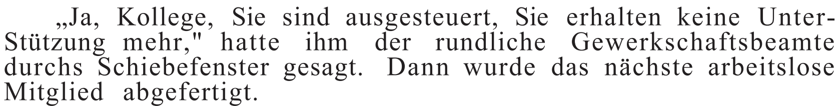
Mit diesen Worten schritt es weiter in der Richtung zum Trafalgar-Square, stolz, voll Verachtung, erhaben, und mit jedem Schritt vergrößerte ein neues „Pears Soap" die Riesenlitanei.

Der Esel stand wie festgebannt, blickte auf den entschwindenden Schwanz des Freundes und immer von neuem auf die lange Reihe der gedruckten Worte.

„Glückliches Vieh" — seufzte er endlich. „Es läßt eine Spur hinter sich zurück. Es geht in die Nachwelt über; warum habe ich nicht auch literarisches Talent? . . ."

Und tief seufzte er noch einmal.

Der schlichte Nachruf /



„Ja, Kollege, Sie sind ausgesteuert, Sie erhalten keine Unter-Stützung mehr," hatte ihm der rundliche Gewerkschaftsbeamte durchs Schiebefenster gesagt. Dann wurde das nächste arbeitslose Mitglied abgefertigt.

Wilhelm Riebel stand noch immer neben dem Schalter und drehte sein verknülltes Mitgliedsbuch in den Händen. — Ausgesteuert. — Ja, jetzt war es da, das Ende. An das er nicht denken wollte und das doch immer näher rückte, von Woche zu Woche näher rückte.

Die Abfertigung der Unterstützungsempfänger im Gewerkschaftsbüro ging weiter. An Wilhelm Riebel vorbei einer nach dem anderen. Wer kümmerte sich um ihn. Mitleid war hier nicht zu Haus. Hier hatte ein jeder mit seinem Leid zu tun. Alle standen auf dem Aussterbeetat, alle waren heute oder morgen „ausgesteuert".

Mit wichtiger Amtsmiene kam der Ordner auf Wilhelm Riebel zu und ersuchte den „Genossen", weiterzugehen, damit der Verkehr nicht gestört werde. „Ausgesteuert", antwortete der alte Riebel nur und stapfte geistesabwesend dem Ausgang zu.

Dann ging er in seine kleine Wohnung zurück. Unten im Hause wohnte ein Budiker. Von dem ließ er sich auf Pump einen großen Schnaps geben und dachte über seine trostlose Lage nach.

Dafür hatte er also die ganzen Jahre Marken geklebt, daß man ihn heute einfach aussteuerte. Dafür war er so lange in der Partei, daß man ihm heute doch nicht helfen konnte. Nie war er radikal gewesen, nie in der Opposition. Und was war der Dank dafür? Kein Betriebsrat hatte sich für ihn eingesetzt, als er abgebaut wurde. Keiner der alten Parteigenossen konnte ihn irgendwie unterbringen, obwohl nach seiner Meinung so viele in Amt und Würden saßen.— — — Mit innerer Wut grübelte er weiter.

Während der Schnaps in seinem leeren Magen zu wirken begann, rebellierte das Gehirn. Flüche und Verwünschungen stieß er aus, oder er lachte gequält in seine kleine Stube hinein.

Nachmittags kam seine Haushälterin vom Schneidern zurück. Sie fand ihren Wilhelm stark angesäuselt im Lehnstuhl vor. Alles war durcheinandergeworfen im Raum. Mit einem Blick hatte sie



Tuschezeichnung   Kh. Bodensiek, Köln

die Situation überschaut. Ihr Wilhelm hatte wieder seinen „Soldatenschauer".

Sie wollte auf ihn zugehen, wollte sehen, ob er schliefe.. Da richtete er sich mit aller Kraft empor, blickte die Frau mit stieren Augen an und sprach mit lallender Stimme zu ihr „Ausgesteuert, damit du Bescheid weißt, aus—ge—steu—ert haben sie mich!" Dann hob sich seine Stimme zum gräßlichen Brüllen: „Die Schurken haben sich aber geirrt, wenn sie meinen, wir hängen uns auf. Wir hängen uns nicht auf! Wir saufen. Jawohl, wir saufen!

Aengstlich wich die Frau zurück. Das konnte ja gut werden heute mit ihrem Wilhelm, war ihr erster Gedanke. Rat wußte sie keinen weiter. Es gab für diese beiden Menschen eigentlich auch keinen Rat mehr. Ihr Leben war in Suff und Arbeit dahingegangen, ohne größere Erschütterungen. Probleme existierten nicht. Freud und Leid wurden gemeinsam durch Schnaps ver-

schönt oder verscheucht. Schnaps war ihr einziger Seelentröster. Drum rannte die Frau schleunigst zum Budiker und kaufte noch eine große Flasche. Dann kochte sie ihrem Wilhelm eine starke Tasse Kaffee, damit er wieder „nüchtern" würde. Heimlich aber gab sie ihm einen tüchtigen Schnaps in die Tasse, in der Hoffnung, er möge bald schlafen.

Einmal ertappte Wilhelm die Frau bei der Heimlichkeit. Da geriet er aus dem Häuschen. Wahrscheinlich wolle sie ihm vergiften, so kreischte er sie an. Nahm seinen Knotenstock aus der Ecke und hieb wie ein Rasender auf die Frau ein. Bis sie nicht mehr schrie. Dann suchte er nach der Flasche, merkte, daß Schnaps drin war und soff den Rest in einem Zuge aus.

Schwer fiel er in seinen Lehnstuhl zurück. Der alten Frau hatte er den Schädel eingeschlagen. Die röchelte in einer großen Blutlache ihren Lebensodem aus. Wilhelm Riebel starb einen kurzen schmerzlosen Tod, sein altes müdes Herz konnte den Schnaps nicht mehr vertragen. So nahm sie beide der liebe Gott, der da wacht über Gerechte und Ungerechte, zu sich.

Nach zwei Tagen fanden der Hauswirt und ein hinzugezogener Polizeibeamter drei stinkende Leichen im Zimmer: die erschlagene Frau, den totgesoffenen Mann und einen verhungerten Kanarienvogel.

Sonst aber hinterließ die Angelegenheit weiter keinen besonderen Eindruck in dem Arbeiterviertel.

In der Verbandspresse fand man als letzte Erinnerung an diese beiden aus der grauen Masse der markenklebenden Individuen folgenden schlichten Nachruf:

> Am 23. August starb plötzlich und unerwartet unser langjähriges treues Mitglied, der Holzarbeiter
>
> Wilhelm Riebel
>
> zugleich mit seiner Haushälterin
>
> Laura Roste, verw. Alke.
>
> Sie waren zwei alte Parteiveteranen und gute Gewerkschaftler.
>
> Wir wollen geloben, ihnen nachzueifern.
>
> Die Ortsverwaltung.

Kleine Konflikte

Stadt- und Ringbahn Groß-Berlin. Richtung Friedrichshagen. Abends nach 7 Uhr. Letzter Wagen. Abteil für Reisende mit Hunden oder Gepäck.

Der Wagen ist soeben besetzt. „Zuu—rrückbleiben!" ruft der Beamte. Bautz, knallen die Türen zu.

Gleich nach Verlassen der Station werden im Wagen an beiden Seiten die Türen wieder aufgerissen. An dieser Seite ein Mann in den vierziger Jahren. Drüben ein junger Mensch kaum Zwanzig. Jener grinst wie ein kleiner Junge, dieser lächelt sein Gegenüber auch an. Beide freuen sich offenbar, daß sie einen gewissen Rhythmus im Türenaufreißen haben.

Auf der Bank sitzen zwei Frauen. Kommen ins Gespräch: ,,'sis kalt heute, jar nich wie Sommer!" „Da hab'n Se recht", sagt die andere. Ge-

sprach vorbei. Inzwischen knallen nach einer neuen Station die Türen wieder zu und werden von den beiden erneut mit kindlichem Lächeln aufgerissen.

Die erste Frau zur zweiten: „Mich friert orntlich." Die andere nickt langsam. Die erste: „Uebahaupt, die Türen müssen jeschlossen bleiben!" Sprachs, stand auf und machte wortlos die eben aufgerissenen Türen zu. Dann setzte sie sich energisch auf ihren Platz zurück und fing an zu schimpfen.

Im Abteil ist eine Situation geschaffen, an der alle irgendwie Anteil nehmen. Der junge Mensch an der Tür sieht eingeschüchtert aus dem Fenster. Der kindliche Alte gegenüber ist im ersten Moment sprachlos, aber dann wird er bockig. Irgendwie fühlt er sich in seiner „Mannesehre" getroffen und schwupp, reißt er die Tür wieder auf. Die Frau schimpft noch immer wie ein Rohrspatz: „Is doch kein Sommer und ibahaupt, das is vabohten!"

Jetzt antwortet der Alte bei offener Tür: „Dett wolln wa ma sehn, wer mir dett vabieten kennte! Dett wolln wa ma sehn."

Steht die Frau auf mit hochrotem Kopf und knallt die Tür erneut zu; dabei schreit sie den Mann an: „Un wenn Se jetz nich zulassen, denn zeige ich Ihnen an, vaschtehnse?!" „Kenn Se, kenn Se!" kreischt wütend der Mann und reißt wieder die Tür auf. Fassungslos dreht sich die Frau um und geht ins Nebenabteil.

Das ganze Abteil beschäftigt sich mit dem Fall. Die Zeitungen einzelner Fahrgäste ruhen auf dem Schoß. Man diskutiert, sagt seine Meinung.

Die Bremsen kreischen. Der Zug läuft in die nächste Station ein. Die Frau ruft vom Nebenabteil aus dem Fenster: „Herr Bahnwärter, Herr Bahnwärter, hier — hallo, hier, kommen Se hier mal schnell her! Hier dieser Mann muß mal 'festgestellt' werden." Damit war sie an der unheilvollen Tür. Dann erzählt sie dem Beamten hastig und aufgeregt, den Vorfall, dabei halb in der Tür und halb auf dem Bahnsteig stehend. Der Alte steht hämisch lachend dabei und sagt bloß immer: „Jawoll, stelln Se mir man fest!"

Es wird Abfahrt gerufen. Mit der fabelhaften Geschwindigkeit der neuen elektrischen Bahnen zieht der Zug an und die Türen knallen mit Preßluft zu. Dazwischen ist eine aufgeregte Frau mit den Füßen eingeklemmt, während der Oberkörper von dem Beamten und einigen dabeistehenden Passanten herausgezerrt wird. Die Frau schreit laut auf. Der Alte feixt dämlich und schadenfroh im fahrenden Zuge: „Da habn watt, hätte sich die Tute beinah noch zu Tode jequetscht! Alles wejen die Tiehre!" — Und damit reißt er sie wieder auf.

Die Unterhaltung im Wagen wird lebhafter. Einige schimpfen auf den Mann: „Sie sind 'n Flegel, sind Se!" „Unverschämt."

Fast alle sind gegen ihn eingenommen. Der junge Mann an der andern Tür steht immer noch verschüchtert. An ihn wendet sich jetzt der Alte, wie an einen Bundesgenossen: „Hätte se doch's Maul ufftun solln, det se den Zuch nich vatraren kann, denn hätt ick se zujemacht. Aba so, mit die Schnauze Bei mir nich! Als wenn mir die watt zu saren hätte. Die noch lange nich!" — —

Der Zug hält. Angelaufen kommt der Beamte mit der roten Mütze. Stellt sich vor die Tür und sagt: „Wer ist der Herr, der hier die Tür immer aufgemacht hat?" „Det war ick", antwortet herausfordernd der Alte. „Na, dann kommen Sie mal mit", und damit legt ihm der Beamte die Hand auf die Schulter. Der gibt dem Beamten einen Stoß und im Nu sind die beiden im Handgemenge. Man hört nur noch das entrüstete Schreien des Alten: „Nich anfassen, Männeken, ick jehe allene mit, aba nich anfassen!" — Der Zug rollt weiter. — „Anfassen darf er ihn auch nicht", meint die uns gegenübersitzende Frau, „aber zehn Mark kostet der Spaß." — —

Arbeiter waren sie beide. Wahrscheinlich kamen sie von ihrer Arbeitsstelle. Vielleicht sind sie beide „organisiert", eingeschriebene Mitglieder einer großen Partei, deren Endziel der menschheitsverbrüdernde Sozialismus sein soll. Hier zeigten sie, daß sie nicht einmal die kleinen Konflikte des Alltags lösen konnten.

Dem Alten kostet es mindestens zehn Mark, die er spürt an seinem Lohn, der Frau aber hätte es beinahe die Beine gekostet, wenn nicht Schlimmeres. Ob sie ernster darüber nachdenken werden?

Ehren / Eine Fabel



An einem schönen Sommertage machte eine fröhliche Gesellschaft eine Kremserfahrt aus der Stickluft der Großstadt hinaus in die Umgebung. Ein pflastermüder Droschkengaul wurde um seine Sonntagsruhe gebracht.

Bei Speis und Trank ließ man es sich wohl sein. An den Gaul dachte niemand. Verlassen stand er mit gesenktem Kopf zwischen seiner Deichsel.

Erst beim Aufbruch erinnerte man sich seiner. Ueberreich wurde er mit Blumen und Kränzen geziert. —

Apathisch trabte er nun zur Stadt zurück, während die fröhlichen Zecher scherzten und sangen.

Einem des Weges kommenden Hunde imponierte der reiche Blumenschmuck. „Wie beneidenswert bist du doch!" kläffte er den Gaul an; „so schöner Ehren würdig gehalten zu werden!"

„Ach", seufzte das dürre Pferd, „eine Handvoll Heu wäre mir zehnmal lieber gewesen. Ich hätte dann doch wenigstens meinen nagenden Hunger stillen können!"

„Realist!" knurrte der Hund. „Hast du denn gar keinen Sinn für Ehren, die dir fröhliche Menschen erweisen?"

„O ja", war die Antwort des Pferdes, „nur, einem leeren Magen bekommen sie nicht gut!"

Randbemerkungen



Sowfetrußland ist Mode!

Für einen gewöhnlichen Sterblichen ist es ungeheuer schwer, nach Sowjetrußland, dem „Vaterland der Unterdrückten der ganzen Welt", zu gelangen. Probier's einmal, Genosse! Du wirst dich wundern! — — Da müssen Gesuche geschrieben werden, da müssen Fragebogen ausgefüllt werden, da brauchst du Führungszeugnisse und Einreisegenehmigung. Genau wie in jedem andern Land. „Vaterländer" sind sich eben verdämmt ähnlich. Die Liebe zum Volke, dem göttlichen freien, reicht allüberall gerade bis zum Geldbeutel. Aber dann hört sie auf.

Hast du jedoch Moos, Prolete, dann pfeift der Wind aus einem andern Loch. So aber: „Wo du nicht bist, Herr Jesu Christ, da schweigen alle Flöten." Auch in Sowjetrußland! — — Natürlich ist das nur eine kleinbürgerliche, anarchistische Nörgelei, Verrat an der Revolution usw., zu behaupten, die Kommunisten verhökern die Erinnerung an die glorreichen Oktoberkämpfe. Jene Kämpfe, an denen alle revolutionären Arbeiter Rußlands teilgenommen hatten und die als ursprüngliches Ziel mit der Parole: „Alle Macht den Räten", eine Welt in Atem hielt.

Die Entwicklung ist anders gegangen, reden wir nicht darüber. Nur manchmal, dann kann man nicht schweigen, dann kommt einem das Kotzen an über soviel Rrrevolutionarismus dieser einzig revolutionären

Regierung des Landes der Arbeiter und Bauern. — Wie gesagt, seien wir uns darüber klar, daß **wir** die Verräter, wir diejenigen sind, die Sowjetrußland in einer Phalanx mit den Weißgardisten, den Deterding und Konsorten, vernichten wollen.

Und doch war folgendes Inserat in vielen bürgerlichen und kommunistischen Blättern zu lesen:

Für Genossen, die stempeln gehen, kommt das natürlich nicht in Frage. Eingeladen sind aber sonst alle, die über das nötige Kleingeld verfügen. Warum sollen sie auch nicht. Ewig nach Karlsbad, Nizza oder Lugano, das wird auf die Dauer langweilig. Sowjetrußland ist Mode. Es lebe Sowjetrußland.

Der Geist von Weimar.

Zu der Zeit, als wir noch einen Kaiser hatten, vielmehr der Kaiser hatte uns, da passierte so etwas nicht. Das mit den Sklareks meine ich. Dunnemals, als die alten Teutschen noch regierten, passierte eben was anderes. Bloß ein Unterschied war dabei: der Jauchekübel wurde immer fein säuberlich wieder zugedeckt.

Wehe dem Beamten, der damals gewagt hätte, einen Laut über die Lippen zu bringen von irgendwelchen Verfehlungen in seinem Dienstbereich! — — Nur bezahlen mußte den Kladderadatsch immer das Volk, die Regierten, die Untertanen; damals wie heute. Früher war es beispielsweise der Krupp, der die Vaterlandsverteidiger vieler Vaterländer mit seinen Kanonenschiebungen beglückte, heute ist es über viele Inflations-Schieber hinweg bis in die jüngste Zeit der Sklarek in Berlin. — — —

Aber es geht doch nichts über eine demokratische Republik. Bis in die höchsten Spitzen regiert das Volk das Volk. Jede Partei regiert durch ihre tüchtigsten Kerls mit. Ob als Minister oder Bürgermeister oder als Wohlfahrtsabteilungsvorsteher. Irgendwo findet sich schon ein warmes Plätzchen.

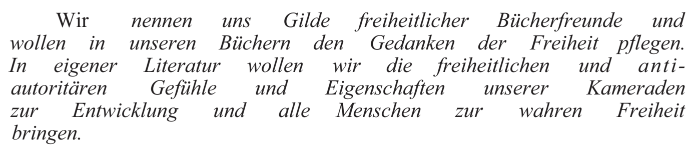
Die verrückten Anarchisten sind eigentlich schön dumm, daß sie den Staat und das Regieren ablehnen, mit ihren Phrasen vom Sozialismus usw. Dabei kommt doch nichts heraus. Und überhaupt, wo sind die denn, dies Bäckerdutzend, man hört sie nicht und sieht sie nicht. Wir aber, wir staatserhaltenden Parteien, von der äußersten Rechten über die Nazis, Sozis bis zu den KPdisten, wir regieren mit, uns hört man, wir sind bei der Masse. Natürlich ist jeder für seinen Staat, jeder für seinen Sozialismus, real und auf dem Boden der gegebenen Tatsachen.

Peinlich ist ja der Konkurrenzneid unter den einzelnen Richtungen. Sehr peinlich. Das sehn wir wieder bei Sklareks. Alle waren sie doch dabei. Jede Garnitur. Daß sowas auch entdeckt werden mußte! — Aber

aus den Erfahrungen wird man lernen. Das wird, das darf nicht wieder vorkommen. Erst, wenn der Bruderzwist im Innern aufhört, erst, wenn die Parteien eine anständige Kampfesweise untereinander führen, erst dann hat sich der „Geist von Weimar" herrlich ausgewirkt, erst dann wird es möglich sein, daß die Regierten „Sklareks- und andere Sümpfe" nicht mehr zu sehen kriegen. Lieber die Handvoll Anarchisten-Syndikalisten reden wir lieber nicht!

Es lebe der Geist von Weimar!!

Gildengedanken / Von Hans Beckmann



Wir nennen uns Gilde freiheitlicher Bücherfreunde und wollen in unseren Büchern den Gedanken der Freiheit pflegen. In eigener Literatur wollen wir die freiheitlichen und antiautoritären Gefühle und Eigenschaften unserer Kameraden zur Entwicklung und alle Menschen zur wahren Freiheit bringen.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Gilde freiheitlicher Bücherfreunde eine unbedingt notwendige Gemeinschaft, um den Gedanken der Freiheit nicht untergehen zu lassen. Bis zum Beginn der industriellen Entwicklung im vorigen Jahrhundert trug die freiheitliche Bewegung fast rein humanitären Charakter. Das hatte zur Folge, daß der Gedanke der Freiheit ganz verschieden ausgelegt wurde und einen recht allgemeinen, verwaschenen Charakter trug. Wir kennen nur einige wenige wirkliche Freiheitskämpfe unterdrückter und ausgebeuteter Menschen, wie zum Beispiel der Sklavenaufstand unter Spartakus oder die Bauernkriege unter Führung eines Florian Geyer, eines Thomas Münzer und anderer mehr. Erst seit jüngster Zeit tragen Freiheitskämpfe den ausgesprochenen Klassenkampfcharakter, der eindeutig beweist, daß Freiheit von den unterdrückten und ausgebeuteten Mensehen erkämpft werden muß.

Wir gelangen also von einer allgemein freiheitlichen Literatur der liberalen Weltanschauung zur Klassenkampfliteratur des nach Freiheit strebenden Proletariats. Unser erstes Gildenbuch „Alf" von Bruno Vogel wird dieser Tendenzentwicklung gerecht. Die Gildenzeitschrift „Besinnung und Aufbruch" muß auch weiterhin unter Wahrung schöngeistiger Gedankengänge ihren Klassenkampfcharakter immer mehr herausarbeiten. Ihre Mitarbeiter sind Proletarier, die selbst im kapitalistischen Produktionsprozeß stehen und nicht nur geistig, sondern auch wirtschaftlich für ihre



Gildenfreund

Hast du uns schon einen Abonnenten geworben, daß wir neben der Existenznotwendigkeit auch die Existenzmöglichkeit haben



Freiheit kämpfen müssen. Wir wollen mit der Gilde die Möglichkeit schaffen, *jedem Kameraden freiheitliche Ideen* und Gedanken zugänglich zu machen.

Ein besonderes Kennzeichen wahrer Freiheitlichkeit ist gegenseitige Toleranz. Den Gedanken der Freiheit können wir nie in ein bestimmtes Schema oder Dogma bringen. Freiheit heißt Fortschritt und Entwicklung. In diesem Sinne werden wir unsere Gildenbewegung ausbauen und unsere Bücherproduktion erweitern.

In all den Millionen von Arbeitern, die heute in Wirtschaftlicher und geistiger Knechtschaft schmachten, ruht noch ein Funken Freiheitsgefühl. Hier müssen wir mit unserer Propaganda einsetzen. Die Freiheitsgefühle all der Unterdrückten und Ausgebeuteten gilt es zu wecken, zum Klassenbewußtsein weiterzuentwickeln, zum Freiheitswillen und zur Klassenrevolution zu überzeugen. Unsere freiheitlichen Bücher werden uns diesem Ziele näher bringen und unsere Arbeitsbrüder zur Befreiungstat befähigen.

So gilt es jetzt Werbearbeit zu leisten. In der heutigen Stagnationsperiode ist das freiheitliche Buch das wirkungsvollste Werbemittel für den zukünftigen Freiheitskampf.

Versammlungskalender



Unter dieser Rubrik veröffentlichen wir laufend die Veranstaltungen unserer Ortsgruppen im Reiche. Wir bitten, jeweils bis zum 15. des Monats die Antigen einzusenden.

Berlin:

Am 31. Oktober 1929 liest *Bruno Vogel* aus seinem Roman „Alf" und unveröffentlichten Werken. Musikalische Einleitung: *Bernd Sander.*

Am 14. November 1929 findet ein *Lichtbilder-Vortrag* statt. Einleitung und Ausklang Violinsolo.

Am 28. November 1929 spricht *Erich Mühsam* über „Revolutionäre Kunst". Mitwirkung der *Volks-Kunst-Gemeinschaff Wedding.*

Die Vorträge finden in der Aula der Friedrich-Werderschen-Oberrealschule in der Weinmeisterstraße 15 statt. Achtet auf die Hausnummer. Einlaß 7 Uhr. Beginn 8 Uhr. Eintrittspreis für Gildenmitglieder Einzelvortrag 0,40; Serienkarte 1.—^, Mark; Gäste Einzel**Vortrag** 0,60; Serienkarte 1,50 Mark.

Mitteilungen der Schriftleitung

Umständehalber können die Reiseberichte der Kameraden R. Rocker und Augustin Souchy erst in den nächsten Heften erscheinen.

Verlag und Schriftleitung: Willi Jadau, Berlin 0 34, Warschauer Straße 62.
Druck: Maurer & Dimmick, Berlin SO 16, Köpenicker Straße 36—38.